

## Auf der Seite der Verlierer

„Wenn das Weizenkorn nicht in  
die Erde fällt und stirbt...“ (Joh. 12,24)

Isa Vermehren RSCJ, Bonn\*

### *Einführung*

„Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung“ – dazu ein weltweiter Einsatz für die Armen und die Ärmsten der Armen, die Aussätzigen –

Das sind die Stichworte vieler Zusammenkünfte heute. Und wir alle wissen: es sind mehr als Stichworte, es sind auch Sehnsüchte, Appelle, Ziele, denen heute die besten Kräfte von Menschen aus allen politischen, weltanschaulichen, konfessionellen Lagern gelten.

Nun kann man unschwer nachweisen, daß diese drei großen, allgemein verpflichtenden Zielsetzungen letztlich der messianischen Verkündigung des Alten und Neuen Testaments entstammen. Beide heiligen Bücher enthalten überdies Hinweise, ja, genaue Anweisungen, wie wir die Verwirklichung dieser höchst begehrenswerten Ziele angehen können trotz unserer tiefsitzenden Neigung zu Ungerechtigkeit, Streit und hemmungsloser Besitzgier.

Im Alten Bund waren es die detaillierten Vorschriften des Gesetzes, die die Israeliten zu gerechtem Urteil und ausgleichendem Handeln anhielten. Für uns, die Angehörigen des neuen Bundes, sind es die Gebote Christi, ist es noch eindringlicher und ausschlaggebender das Herz aus Fleisch, das uns geschenkt, der neue Geist, der in unser Inneres gelegt wurde, der uns zu Menschen des Friedens und der Versöhnung machen will.

Die messianische Hoffnung der Juden erwartet bis heute die Offenbarung der Gottesherrschaft in einem diesseitigen Reich. Die Christen glauben seit der Auferstehung Jesu Christi an die Vollendung ihres Lebens in seiner Herrlichkeit. Von beiden Hoffnungen, der diesseitigen und der jenseitigen, ist all unser menschliches Planen und Handeln durchwirkt.

Alle politischen Revolutionen der letzten zweihundert Jahre, egal ob von rechts oder links, haben überschwengliche Hoffnungen auf Gerechtigkeit aus dem Gesetz geweckt, vor dem alle Menschen gleich sind und gleich viele Freiheiten genießen; im selben Atem haben sie alle das nahe Ende der katholischen Kirche entweder verkündet oder mit Gewalt herbeizuführen gesucht. Gleichzeitig hat sich eben diese Kirche in einem weitgestreuten Apostolat dafür eingesetzt, daß diesen Gerechtigkeit stiftenden Gesetzen die Bekehrung

---

\* Bei den folgenden Ausführungen von Sr. Isa Vermehren RSCJ handelt es sich um ein Geistliches Wort, das sie am 30. 9. 1989 beim Ordenstag im Bistum Münster im Dom zu Münster vorgetragen hat.

der Herzen vorausgehen muß, weil sonst deren Kraft zerbrechen würde am natürlichen Egoismus jedes einzelnen. Die Freiheit, die gewährt werden soll, muß zuvor gebunden werden an die Stimme des Gewissens, ja, noch wichtiger: an den Glauben an Gottes Vergebung und Barmherzigkeit, weil anders die Kränkungen und Enttäuschungen nicht zu ertragen sind, die wir einander durch den Gebrauch unserer Freiheit zufügen. Es liegen – sehr einfach gesprochen – eine äußere und eine innere Gesetzgebung, eine mehr äußerliche und eine mehr innerliche Hoffnung miteinander in Konkurrenz, gelegentlich auch im Streit – nicht im Sinne eines Entweder-oder, sondern hinsichtlich ihrer Rangordnung. Sie zwingen uns zu immer neuer Entscheidung.

Uns, als Menschen, die ganz dem Herrn gehören wollen, ist der Dienst am Reiche Gottes aufgetragen, das im Verborgenen wächst und sich nach einer eigenen Gesetzmäßigkeit verwirklicht, die für uns undurchschaubar bleibt. In seinem Brief an die Thessalonicher schreibt der heilige Paulus: „Während die Menschen Frieden und Sicherheit sagen, kommt plötzlich Verderben über sie wie die Wehen über eine schwangere Frau, und es gibt kein Entrinnen“ (1 Thess 5,3).

In unserer Zeit weltweiter Bemühungen um Ausgleich und Versöhnung auf allen Gebieten – zwischen den Konfessionen, den wirtschaftlichen und politischen Systemen – einer Zeit, in der alle von Frieden und Sicherheit reden, wollen wir nicht zu den Überraschten gehören, sondern in diesem Verderben, diesen unentrinnbaren Schmerzen die Heraufkunft des Reiches Gottes erkennen, denn es sind die unverwechselbaren Merkmale christlichen Erlösungsgeschehens: in deren Mitte steht der Gekreuzigte, der Frieden gestiftet hat durch sein Blut, der um unserer Rechtfertigung willen für uns zum Sünder wurde und so uns das Maß göttlicher Gerechtigkeit offenbart hat, der selbst das Weizenkorn ist, das in die Erde fällt und stirbt, um Frucht zu bringen, die wiederum Weizenkorn ist, das in die Erde fällt, um wieder Frucht zu bringen...

Ein solches Weizenkorn wollten wir sein, als wir uns durch die Ablegung unserer Gelübde dem Herrn zu eigen gaben, damit er uns verbrauche für den Aufbau seines Reiches.

An dieser Absicht hat sich, mit Gottes Hilfe, nichts geändert, aber die Bedingungen, unter denen wir sie verwirklichen wollen, sind andere als bei unserem Eintritt. Für die Nachfolge gelten jetzt andere, intimere Gesetze als früher, denn vom Herrn geht immer nur die eine Bewegung aus: uns noch näher an sich zu ziehen...

Ich will darum in einer ersten Überlegung auf die gravierenden Veränderungen eingehen, von denen unser Leben als Ordenschristen betroffen wurde, und dann auf die konkreten Umstände, in denen die meisten von uns stehen, und die Möglichkeiten, unsere gelobte Nachfolge in doppelter Liebe zu leben.

## *I. Leben mit der Kirche in einer veränderten Welt*

Unsere Kenntnis von unserer Welt verändert sich mit einer Schnelligkeit, die kein einzelner mehr zu überblicken vermag. Die großen Einbrüche der Naturwissenschaften in den Kräftehaushalt der Natur haben zur Auflösung des Begriffs Natur geführt, ebenso haben die Vorstöße an die unermesslichen Räume des Weltalls die uns so selbstverständlichen Grenzen von Raum und Zeit aufgehoben. Der Zusammenfluß schließlich naturwissenschaftlicher Forschung mit dem Bündel der modernen Humanwissenschaften hat uns allüberall davon überzeugt, daß es nichts Unveränderbares, von Natur aus so Gewolltes, Gewordenes, Gewachsenes gibt, sondern daß alles auch anders sein könnte und eben veränderbar ist – meist im Sinne von: verbesserbar...

Denn unserem unendlich erweiterten Wissen entspricht ein entsprechendes, ausgedehntes, technisches Machen- und Wirkenkönnen: die neue Menschengeneration aus der Retorte ist heute durchaus kein Schauermärchen mehr, sondern eine nur in den Laboratorien noch zurückgehaltene Realität.

Dieser ungeheure Zuwachs an Wissen und Macht kam nicht von ungefähr, sondern war vorbereitet durch einen geistesgeschichtlichen Erdbeben, der sich – ähnlich wie beim Erdbeben – durch Jahrhunderte unmerklich vorbereitet hatte, bevor er unsere geistige Landschaft gründlich veränderte. Wir können ihn für unseren Zusammenhang heute auf folgende, sehr vereinfachende Formel bringen: der unaufhaltsame Vormarsch der Naturwissenschaften hat die alte philosophische Wahrheitsfrage verdrängt und ersetzt durch die neue nach der je größeren, effektiveren Wirkung. Eine scheinbare Rechtfertigung für diesen veränderten Denkansatz liegt in den großen Problemen der Menschheit, die auf eine rasche Lösung drängen: der Hunger, die ökologische Krise, die wachsende Kopffzahl der Weltbevölkerung.

Aber wir begegnen diesem Glauben an die Machbarkeit eines besseren Lebens auch auf ganz anderen Gebieten: Institute bieten sich an, uns ein besseres, kräftigeres Selbstbewußtsein zu vermitteln, unsere Freude am Leben zu steigern, uns zu einem konfliktlosen Auskommen mit uns selbst und anderen zu verhelfen, ja, noch banaler: jede Reklame verspricht uns gesteigerten Lebensgenuß durch die Wirkung der von ihr gepriesenen Produkte.

Die anrollende Welle des New Age vollends mit ihrem reichen Angebot an Veranstaltungen, die eine Erfahrung des Numinosen versprechen, hat auch die Religion in den Bereich des Machbaren gerückt.

Dieser tiefreichende Wandel im Denken unserer Zeit ist an unserer Kirche und unseren Orden nicht spurlos vorübergegangen. Durch das II. Vatikanische Konzil hat sich die Kirche vor den Augen der Weltöffentlichkeit in einen Prozeß der Selbstbesinnung begeben, der beherrscht war von dem Wissen um den Abstand zwischen der unsichtbaren und der sichtbaren Kirche, zwischen dem unsichtbar von ihr vermittelten Glauben, der Leben ist und sein will, und den sichtbaren Formen des kirchlichen Glaubenslebens.

Eine tiefe Erschütterung konnte damals verzeichnet werden im Selbstbewußtsein der Kirche, die plötzlich erschrocken schien vor der Hoheit ihres Auftrages, alleingültige, weil göttliche Wahrheit verkünden zu sollen, ja, zu besitzen! Sie schien Unbehagen zu empfinden vor der Würde ihres Auftretens, dem das radikaler gewordene Gleichheitsdenken der Menschen unserer Zeit immer weniger Verständnis entgegenbrachte. Unsicherheit und Scham schließlich stellten sich ein angesichts des Reichtums ihres Lebensgefühles, wie es sich sichtbar manifestiert z. B. im Schmuck ihrer Gotteshäuser und das sich so gar nicht mehr zu vertragen schien mit dem neuen Bewußtsein von der Armut in der Welt.

Die Kirche hat damals mit einer deutlichen Änderung ihrer pastoralen Zielsetzung reagiert: an die Stelle von Gotteslehre und Gotteserkenntnis traten Bemühungen um Gotteserfahrung, das Bekenntnis zu Gott wurde weniger wichtig als das Betroffensein durch ihn.

Die Kirche selbst will heute weniger ein dem Gläubigen gegebenes und überlegenes Gegenüber sein, von dem er etwas empfängt, als vielmehr ein ihm innewohnendes Geheimnis, von dessen Lebenskraft sie selber profitiert. Nicht mehr ist die Kirche über uns und sind wir in ihr, vielmehr will Kirche in uns und durch uns präsent sein in der menschlichen Gesellschaft, ihrer Geschichte, ihrem Wirken und Leiden, Hoffen und Bangen. Dies ist an sich nicht neu, sondern steht so schon in den Briefen des heiligen Paulus. Aber es hat sich uns als neu präsentiert, vor allem durch die Neuordnung der Liturgie, jene Maßnahme des Konzils, von der die Gläubigen sowohl in ihrer Gesamtheit wie als einzelner am stärksten berührt wurden. Diese liturgische Reform war mehr als alle anderen Beschlüsse des Konzils bestimmt von der Hoffnung auf Wirkung. Alle Bemühungen der Liturgischen Reform haben den sozialen Nutzwert unserer Religion in den Vordergrund geschoben. Das gottesdienstliche Geschehen wurde deutlich auf die Gemeinde und ihre Selbsterfahrung als Glaubensgemeinschaft abgestellt, so daß sie als Mitte und Mittler des christlichen Glaubens die eigentliche Mitte und den einzigen Mittler eher zu verdecken droht, als daß sie zu ihm hinführt. Das Netz der Verkündigungen, das die Kirche heute auswirft, operiert vornehmlich mit innerweltlichen Argumenten humaner und sozialer Verpflichtungen und weniger mit jenseitigen Verheißungen; der Mensch selbst steht öfter im Mittelpunkt der Predigt als der Menschensohn. Das sittliche Tun ist vorrangig vor dem Tun Gottes, das wir Gnade nennen. Der Gedanke an die Machbarkeit von Glaube, der Organisierbarkeit von Gemeinde, der Funktionalisierbarkeit von religiösem Leben ist tief in die kirchlichen Gremien eingedrungen und hat dort eine emsige Betriebsamkeit ausgelöst. Ein Blick in die Veranstaltungsprogramme unserer katholischen Akademien belegt eindrucksvoll, wie unbegrenzt ihre Angebote sind, von denen sie sich Anregungen und Impulse für die Neubelebung unseres geistlichen Lebens erwarten.

Sehr ähnlich waren die Erschütterungen, die durch die oft mißverständene Aufforderung zum *Aggiornamento* in den geistlichen Gemeinschaften und Klöstern ausgelöst wurden. Verunsicherung der Autorität, Schamgefühl ange-

sichts des gesicherten materiellen Besitzstandes; der geistliche Reichtum des bisherigen Weges schien plötzlich gänzlich abgewertet durch die neuen Werte, die es zu verwirklichen galt: nicht Selbstverleugnung, sondern Selbstverwirklichung, nicht dienen, sondern kreativ etwas unternehmen, freiwerden vom Ballast der Tradition, der Geschichte, von Bevormundung, durch welche Autorität auch immer, ganz mündig, selbstverantwortlich sein, ganz offen für das Neue, das jeder zu wittern meinte und das doch so schwer zu greifen war.

Wir alle sind Zeuge gewesen der vielfältigen Anstrengungen in Klöstern und Gemeinden, neue Erfahrungswerte zu schaffen: Gotteserfahrung, Selbsterfahrung, Gemeinschaftserfahrung, Gebetserfahrung, Geisterfahrung, Befreiungserfahrung usw.

Bei allen Wissenschaften wurden Anleihen gemacht, bei der Psychologie, der Soziologie, bei anderen Religionen, bei Yoga und Zen-Meistern, bei Rhythmikern und Trommlern – in x Gruppen haben wir uns aufgeteilt, zahllose Experten bemüht, die verschiedensten Kurse und Fortbildungsangebote mitgemacht für Gesprächsführung, für Gemeinschaftsbildung, für Führungsaufgaben, für zusammen beten, zusammen die Schrift lesen, einen geistlichen Austausch herbeiführen...

Die Euphorie, von der dieses Bemühungen in den 70er Jahren beflügelt wurden, ist abgeklungen; der Gewinn für einzelne war groß, die Ergebnisse für das Ordensleben insgesamt sind – verglichen mit dem Aufwand an Zeit, Kosten und investierter Hoffnung – soweit mir bekannt – eher mager. Was von den eingeführten Neuerungen sich als wirklich fruchtbar für die Zeugniskraft des ganzen corpus erweisen wird, muß abgewartet werden. Der Lebensrhythmus einer geistlichen Gemeinschaft hat einen langsameren Pulsschlag als der ihrer einzelnen Mitglieder.

Wir müssen diese innerkirchlichen und auch ordensinternen Anstrengungen im Zusammenhang sehen mit den Strömungen des modernen Lebens rund um uns herum. Diese sind gekennzeichnet vom Durst nach Leben, von einer unruhigen Sehnsucht nach Transzendenz, einer Transzendenz allerdings, die auf der Horizontalen verbleibt. Drogensucht und Jugendsekten sind dafür die alarmierendsten Signale. Aber diese Sehnsucht zeigt sich auch in sehr viel harmloseren Variationen: wir Menschen – wenigstens wir hier im Westen – haben uns so unendlich viele Wege geöffnet, jede Art von Begrenzung hinter uns zu lassen – angefangen bei unserer uneingeschränkten Reisefreiheit bis hin zur Auswahl aus Hunderten von Zeitungen, -zig Hör- und Fernsehprogrammen, Fortbildungsangeboten; jede Konfession kann ich wählen, jede Partei, jede alternative Lebensform, ja, die Permissivität unserer Gesellschaft gestattet auch jede Partnerwahl, jeden Partnerwechsel. Diese Pseudotranszendenz erschließt uns scheinbar neue Lebensmöglichkeiten, Lebensräume, Lebenslandschaften. Vor allem aber vermittelt sie ein neues Freiheitsgefühl, das tief beunruhigend durch die Ritzen aller Institutionen gedrungen ist. Von diesem aufbrechenden neuen Lebensgefühl sind auch wir Christen,

zumal wir Ordensleute, vor die alten Fragen gestellt: wie erlöst sind die Erlösten? Wie frei sind die Befreiten? Und viele haben sich daraufhin selbst die Frage gestellt: das Leben im Orden – was habe ich davon? Die Gemeinschaft – was bedeutet sie mir? Die Gelübde – was bringen sie mir? Der Gottes- und Gebetsdienst – wozu helfen sie mir? Und so manche haben in den vergangenen Jahren – das bleibt ein schmerzliches Wissen – ihre Hoffnung, mit der sie anfangs das Unsichtbare umfingen, einer sicht- und fühlbaren Erfüllung zugewandt.

Am Anfang unserer ersten Überlegung stand die Feststellung, daß all unser Planen und Handeln von diesseitigen und jenseitigen Hoffnungen durchwirkt ist. Am Ende des Gedankenganges steht die Gegenüberstellung von vertikaler und horizontaler Transzendenz. Hier können wir nicht wie bei der Hoffnung von einem „Sowohl-als-auch“ reden, hier wird das „Entweder-oder“ zwingend. Hier sind wir Ordensleute nach unserer eigentlichen Berufung gefragt.

## *II. Leben mit der Kirche aus ihrem Mysterium*

Diese Frage trifft uns in einem kritischen Augenblick. In den letzten 15 Jahren hat die Zahl der Ordensfrauen in der Bundesrepublik Deutschland um  $\frac{1}{3}$  abgenommen. Von den verbleibenden zwei Drittel sind die Hälfte über 60. Die Gesamtzahl der Novizinnen liegt bei 7%, davon entfallen aber  $\frac{1}{4}$  auf die kontemplativen Orden, die selber weniger als  $\frac{1}{5}$  der Ordensfrauen ausmachen.

Viele Genossenschaften befinden sich wegen der anhaltenden Nachwuchskrise in einem permanenten Rückzugsgefecht. Eine Niederlassung nach der anderen muß geschlossen, ein Arbeitsfeld nach dem anderen verlassen werden. In den Häusern, die sie noch halten können, muß zu viel Arbeit von alten und zu alten Schwestern geleistet werden.

Mit Recht stellen sich manche Orden die Frage: braucht Gott uns nicht mehr? Will er uns nicht mehr? Eine Frage, auf die wir keine direkte Antwort erhalten werden. Ein Blick in die Kirchengeschichte kann uns belehren, daß Blüte und Verfall von Orden wie Vorboten der Kirche die fetten und mageren Jahre ankündigen. Die Überwindung der großen innerkirchlichen Zerreißproben wurde stets eingeleitet durch das Wiedererstarken des Ideals eines Lebens nach den evangelischen Räten. In der Befolgung dieses Ideals sind der Kirche die vielen heiligen Männer und Frauen zugewachsen, die bahnbrechend immer neue Wege der Nachfolge gewiesen und erschlossen haben. Immer neue Formen haben sich entwickelt, Gottesdienst und Menschen dienst so zusammenzubringen, daß die Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit in den Herzen geweckt wurde und die Bereitschaft zur Vergebung: die beiden Quellen, aus denen Friede und Gerechtigkeit erblühen. Das Lebensideal,

dem wir uns verschrieben haben, hat nichts von seiner Aktualität verloren, im Gegenteil: Die gegenwärtige Glaubenskrise, die wir bedacht haben, ruft alle Kräfte der Erneuerung auf den Plan. Der Ausgangspunkt unserer Wirksamkeit ist nicht die Arbeit, sondern die Anbetung! Die Anbetung Gottes und seines eingeborenen Sohnes Jesus Christus. Wir haben uns radikal für das Risiko des Glaubens an Jesus Christus entschieden, der von uns Nachfolge verlangt bis in die Paradoxie seines gottmenschlichen Lebens und Sterbens – Weizenkorn wollten wir sein!

Wir haben uns für die vertikale Transzendenz entschieden, zu jenem Überschritt über alle Grenzen, der uns mit Jesus Christus verbindet. Sichtbares und Unsichtbares werden durch sein Tun auf eine neue, einzigartige und einzig überzeugende Weise miteinander verknüpft: die sichtbare Gestalt wird geopfert, um die unsichtbare hervortreten zu lassen, ein Leben aus Fleisch und Blut wird hingegeben, um ein anderes, aus Gott stammendes zu gewinnen, der Leib wird getötet, aber vom Sieg des Geistes zu neuem Dasein erweckt. Von diesem Geschehen möchten wir uns ergreifen und umwandeln lassen, so daß wir – lebend oder sterbend – Zeuge werden für die Hoffnung, die in uns ist.

Diese Hingabe, die meisten von uns wissen es aus Erfahrung, gelingt nicht in einem spektakulären Wurf, selten in einem großen Werk – in der Regel vollzieht sie sich in den tausend kleinen Schritten und Akten, mit denen wir die alltägliche Lebenslast und -mühe zu bewältigen versuchen in der Kraft seiner Liebe – darauf allein kommt es an! Im Alltag ein waches Herz behalten für den Anruf Gottes, in der Monotonie des ewig Gleichen sich die Frische des Anfangs bewahren, den unvermeidlichen und zum Teil auch unaufhebbaren Spannungen in den Gemeinschaften täglich mit neuer Geduld, neuer Bereitschaft, ungekünstelter Zuwendung begegnen...

Keine Bitterkeit aufkommen lassen über erfahrene Kränkungen, erlittene Enttäuschungen, unser langsames Aussterben, sondern von allem, was uns begegnet, freudig oder widrig, uns tiefer hineinziehen lassen in die geheimnisvolle Tiefe der Taufgnade, in der wir dem Tod Christi gleichgestaltet wurden, um aus seiner Kraft zu leben für unseren Nächsten zuerst und für alle, die unserer Liebe anvertraut wurden.

Aber unsere Inkorporation in die Kirche, den mystischen Leib Christi, schenkt uns noch eine andere Gleichzeitigkeit mit Jesus Christus. Wir sollen uns mit ihm und gedrängt von seiner Liebe nicht nur der äußeren Not der Menschen entgegenstellen; wir dürfen mit ihm auch ihre innere Not auf uns nehmen, indem wir sie – wie er – uns zu Herzen nehmen. Wo wir nicht mehr helfen können, können, ja, müssen wir um so mehr mitleiden! Mitleid ist die erste Gestalt der Liebe Christi, ihre zweite erst heißt Erlösung: für uns Menschen und um unseres Heiles willen ist er herabgestiegen...

In die engere, ausschließlichere Nachfolge berufen sein, heißt auch, sich bereit machen für dieses Mitleid, das uns tiefer hineinzieht in die unser Elend

mit- und ausleidende Liebe unseres Herrn, der sich selbst zur Speise für unseren Hunger hingegeben hat.

Die Physiognomie des modernen Menschen ist vielfach von Leid geprägt, von Einsamkeit und Skepsis, von Selbstverachtung, weil er enttäuscht ist von sich selbst und seinen fehlgeschlagenen Hoffnungen auf eine selbstgezimberte heile Welt.

Müssen wir nicht versuchen, all jene Enttäuschungen aufzufangen und in ihr eigentliches Ziel zurückzubiegen, denen so viele Zeitgenossen sich aussetzen, wenn sie Glück und Vollendung nur auf der horizontalen Ebene suchen?

Sind wir nicht berufen, den ganz mutlos Gewordenen, die nichts mehr für sich erwarten, etwas abzugeben von unserer Gewißheit, daß Gott barmherzig ist und keinen vergißt, indem eben wir diesen einen nicht vergessen?

Einige heilige Frauen – z.B. Marie de L'Incarnation, Rosa von Lima, die kleine Therese – weisen uns noch einen anderen Weg in die Nähe des kreuztragenden Herrn: im Mittelpunkt ihres Betens und Betrachtens, ihres Fühlens und Denkens stand nicht der notleidende Nächste von nebenan, sondern der notleidende Christus selber: Not – unsere Not – leidend in seiner Passion, auf seinem Weg nach Golgotha, bei seiner Hinrichtung, sie fortleitend in seiner Kirche in und an ihren faulen, abtrünnigen Gliedern, in und an den unbußfertigen Sündern, den lauen Priestern und selbstgefälligen Ordensleuten. – Das Schicksal, das der Liebe Christi in den Herzen der Menschen zuteil wird, das erregte ihr Mitleid, wurde ihr Schicksal.

Diese unsichtbar bleibende, aber ungeheuer dramatische Seite des Erlösungsgeschehens ließ ihr Herz entbrennen in leidenschaftlicher Liebe zum Menschgewordenen, in dessen Sinnen und Trachten, Beten und Leiden sie tief hineingezogen wurden. Sein Leben wird buchstäblich ihr Leben und läßt sie hineinwachsen in die Breite und Höhe, die Tiefe und Länge dieser Liebe, d. h. in ihre Kreuzesgestalt. Die Menge der ungesühnten Sünden liegt wie eine schwere Last auf den Seelen der Menschen. Sich dieser Not bewußt annehmen, ist ein unentbehrlicher Beitrag zum fortwirkenden Erlösungsgeschehen, der fest zu unserer Berufung gehört. Diese Teilhabe am Lieben und Leiden Christi muß ersehnt und erbeten werden, sie wächst als Frucht aus der Hingabe an den unter uns gegenwärtigen Herrn – sie führt uns in die Mitte des großen Mysteriums Kirche, zur Eucharistie. Ordensexistenz ist darum eucharistische Existenz. „Am Abend vor seinem Leiden nahm Jesus nach dem Mahle das Brot in seine heiligen und ehrwürdigen Hände, erhob die Augen zu dir, seinem allmächtigen Vater, sagte dir Dank, segnete es, brach es und gab es seinen Jüngern...“

„In gleicher Weise nahm er nach dem Mahle auch diesen erhabenen Kelch in seine heiligen und ehrwürdigen Hände, dankte dir abermals, segnete ihn und gab ihn seinen Jüngern...“ In diesen wenigen Sätzen ist, wie wir alle mit Ehrfurcht glauben und bekennen, das ganze Geheimnis unserer Erlösung gegen-



wärtig, und in ihm zugleich auch das ganze Geheimnis Kirche, deren Aufgabe es ist, das Erlösungsgeschehen gegenwärtig zu halten.

„Christus nahm Brot...“ Mit dieser Geste hat Christus in einer für uns nachvollziehbaren Weise jene noch einmal nachvollzogen, die seiner Menschwerdung zugrunde lag: Er nahm Knechtsgestalt an, um die Kelter zu treten. Im Schoß der Jungfrau nahm er die Gestalt eines Menschen an, um sein Leben hingeben zu können für das Leben der Vielen. In dieser Geste beim Abendmahl nahm er vorweg den Tod am Kreuz, den der Lanzenstich bestätigt: „... und sogleich floß Blut und Wasser heraus.“ Der je und je neu vergegenwärtigte Vollzug seiner Hingabe an die Kirche, in der Kirche, durch die Kirche, das ist der Herzschlag, der den ganzen Leib belebt.

„Jesus nahm Brot in seine Hände“ – Er nimmt gelegentlich auch Menschen, ergreift sie, erfaßt sie innerlich tief mit seinem Geist, er dankt für sie, d. h. er fügt sie ein in seinen Gehorsam gegen den Vater, in das Werk, das dieser ihm aufgetragen hat. „Er bricht das Brot“ – Er bricht auch die alte Gestalt dieser Menschen, er zerbricht ihre alten Bindungen und Maßstäbe, ihren eigenen Willen, ihren Widerwillen, um sie seinem Willen gefügig zu machen; er verwandelt sie durch seinen Geist, den er ausgießt in ihre Herzen. Und er verwandelt und teilt aus – Er gibt sie weg, sie und ihre Kräfte; dieser Weggegebene soll nichts für sich behalten, soll in seinem Leben die Hingegebenheit Christi nachahmen, soll eine Existenz der Vergebung sein, d. h. unter Umständen auch eine scheinbar vergebliche...

Nicht aus Versehen oder liebgewordener Gewohnheit stehen Gebet und heilige Messe im Mittelpunkt jeder Ordensexistenz – von hier aus erfolgt die Sendung ins Tagewerk, hierhin fließt alles zurück, was der Tag an Gutem und Schlimmem brachte, eigenes und fremdes Versagen, eigene und fremde Not, Unzulänglichkeit...

Manche Strenghheiten im Zusammenleben von Ordensleuten müssen sein zum Schutz dieser Herzkammer ihres gemeinsamen Lebens: Die je persönliche und die gemeinsame Beziehung zu Gott, die sich im Gebet artikuliert, muß ganz intakt bleiben, sonst lohnt der Rest nicht mehr. Wir sollen ja nicht uns weitergeben, sondern ihn weiterschenken, der sich zuerst uns geschenkt hat. Innerlich dafür bereit, frei, offen sein, gelingt nicht ohne persönliches Gebet und Askese.

Innerster Brennpunkt dieser Beziehung zu Gott aber ist die eigene Herzensbeziehung zu Jesus Christus. Gemeint ist jene innige Liebe zu ihm, die be-seelt ist vom Wunsch nach Hingabe. Diese Liebe gilt ihm, dem menschengewordenen Gottessohn, dem Herrn, dem Meister, nicht einer Qualität seines Wesens, nicht einem Ideal, das er zu verkörpern scheint, nicht einer Maxime, die durch ihn voll abgedeckt ist und mit der man die Welt aus aller Not befreien könnte – nein, sondern sie gilt ihm als Person. Darin unterscheiden sich die Heiligen von uns, daß sie das Liebesangebot Jesu Christi wörtlich genommen und sich selbst voll darauf eingelassen haben: „Liebt mich, wie ich

euch geliebt habe.“ Deshalb sind auch die Heiligen bessere Führer auf dem Weg zur Nachfolge als die Theologen.

Unser Lebenssoll kann auf die sehr knappe Formel gebracht werden: Wir sollen die Liebe lieben, sollen es lieben, Liebende zu sein in Gott. Leben, um von diesem Geheimnis innergöttlicher Liebe etwas zu verwirklichen, das ist der Grundauftrag jedes von Christus in den geistlichen Brautstand Gerufenen, wie unterschiedlich auch immer Dichte und Spannung, Tiefe und Großmut, Öffentlichkeit oder Verborgenheit sein mögen, in der diese Berufung gelebt wird.

Theologisch ausgeleuchtet führt uns diese Kurzformel „die Liebe leben“ unmittelbar ins Geheimnis des innergöttlichen Lebens der Heiligsten Dreifaltigkeit, das sich manchen begnadeten Betern auf dem Höhepunkt ihrer mystischen Ergriffenheit zu erkennen gab. Wir vermögen Gott nicht aus eigener Herzenskraft zu lieben, sondern nur in der Kraft des uns vom Sohn geschenkten Geistes. Das Unterscheidende bleibt unsichtbar, nicht nur für den Außenstehenden, oft genug auch für den Berufenen selbst: Handeln, Aushalten, Weitergehen im Dunkel des Glaubens ist die Regel. Jene, die wie einige ausgewählte Mystiker sagen können, wie und um welches Geheimnis ihr Leben kreist, sie sprechen es wegweisend, maßgebend, stellvertretend für die vielen aus, „die nicht sehen und doch glauben“.

Ekklesiologisch gesehen dürfen die Ordensleute sich ins Herz des mystischen Leibes, der Kirche, gestellt sehen. In der Intimität, in der Einsamkeit und Not des inneren Weges ihrer Christusliebe und -nachfolge formt sich in ihnen das bräutliche Antlitz der Kirche, so daß die Deutung Kirche als Braut des Lammes existentielle Realität gewinnt.

Unter christologischem Vorzeichen betrachtet, stellt dieser Stand gottgeweihter Jungfräulichkeit eine einzigartige Aktualisierung des „allgemeinen Priestertums“ dar, zu dem alle Glieder der Kirche berufen sind. In hochherziger Weise haben die Berufenen wie er geantwortet: „Siehe, einen Leib hast du mir bereitet; ich komme, deinen Willen zu erfüllen.“ Neutestamentlich ausgedrückt, müßte es heißen: „Mir geschehe nach deinen Wort“, wodurch der mariologische Charakter der Kirche selbst und aller kirchlichen Berufungen klarer zum Ausdruck kommt. Sie, die „jungfräulich geblieben sind um des Himmelreiches willen“, „sie folgen dem Lamm, wohin es geht“: Das darf keine Leerformel werden! Die unzähligen Stunden der Betrachtung des Leidens unseres Herrn der Nonnen und Mönche aller Zeiten, der unaufhörliche Chorgesang zum Lobe seines Sieges und seiner Treue aus allen Klöstern und Gotteshäusern, der durchgehendes Dienst im Namen des Herrn, das ganze Mosaik der gottgeweihten Existenzen, zusammengesetzt aus den verschiedensten Modellen geistlicher Lebensordnungen und -werke, diese ganze, seit Beginn der Kirche durchgehaltene Anstrengung, Geist zu verleiblichen, fruchtbares Weizenkorn zu sein, „inkarnatorisch“ zu leben, dies alles kreist um den einen Brennpunkt: Seine göttliche Liebe ist über uns ausgegossen, und sie

will (und soll!) wiedergeliebt werden aus unseren Herzen, indem dieses sich seiner Liebe überläßt. Sie will und soll, gebrochen durch unser Herz wie durch ein Prisma, hineinleuchten in jenes Dunkel dieser Welt, das kein anderes Licht erhellt.

Diese verborgene Fülle unserer Berufung hat uns getragen in den Jahren aufbauender Arbeit, sie begleitet uns auch in die Jahre der Schwäche, der Krankheit, des Sterbens. Sie macht uns unabhängig von Alter und Begabung, Erfolg und Mißerfolg, Anerkennung oder Mißachtung; sie läßt uns den Frieden bewahren inmitten allen Unfriedens, Gottes Gerechtigkeit preisen inmitten aller Vergeblichkeit, die Hoffnung bekennen – wenn es uns denn trifft – auch inmitten des Unterganges. Menschen, die in dieser Weise dem Herrn leben, bilden darum die Stadt auf dem Berge, sie sind das eschatologische Zeichen, das in der kälter und finster werdenden Welt ungetrübt das Licht aufleuchten läßt, das in der Wahrheit liegt, daß Gottes Liebe ist.

## „Ein Gleichnis für Gott in Asien“

Ein Gespräch mit Provinzial P. Pio Honda Tetsuro OFM (Japan) über Aspekte heutigen Ordenslebens im Fernen Osten\*

### *Bekehrung im Obernamt*

VR: P. Honda, wie würden Sie sich den Leserinnen und Lesern unserer Zeitschrift vorstellen?

PH: Ich stamme aus einer Familie, die in der dritten Generation katholisch ist. Mit dreizehn Jahren war ich schon im kleinen Seminar des Ordens. Nach den Schuljahren begann ich gleich das Noviziat. Dann folgten die Studien bis zum Priestertum. Als junger Priester war ich zunächst in der Jugendarbeit in einer Pfarrei in Tokyo. Später absolvierte ich ein 3½jähriges Spezialstudium am „Biblicum“ in Rom. Darauf wurde ich Mitglied unseres „Studium Biblicum OFM“ in Tokyo sowie Professor für Exegese am Ordensseminar. Ich gab auch immer einige Kurse an anderen Universitäten, so z. B. in Yokohama.

---

\* P. Honda OFM war von 1983 bis 1989 Provinzial der internationalen Provinz der Franziskaner in Japan. Das Gespräch wurde geführt mit einem Vertreter der Zeitschrift „Vida Religiosa“ in Madrid und in dieser Zeitschrift (1988, 467–470) abgedruckt. Die Übersetzung aus dem Spanischen besorgte Dr. Hermann Schalück OFM, Rom.